



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser
gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

DON CARPENTER
FREITAGS
im
ENRICO'S
ROMAN

Aus dem Amerikanischen von
Bernhard Robben

Beendet und mit einem Nachwort
von Jonathan Lethem

Klett-Cotta

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»Fridays at Enrico's« im Verlag Counterpoint, Berkeley 2014

© 2014 by The Estate of Don Carpenter

Für die deutsche Ausgabe

© 2017 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: Anzinger und Rasp, München

Unter Verwendung einer Abbildung von

© Burt Glinn / Magnum Photos / agentur focus

Gesetzt in den Tropen Studios, Leipzig

Gedruckt und gebunden von

Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg

ISBN 978-3-608-96079-2

TEIL EINS
JAIME UND CHARLIE

Am Abend vor ihrer Abschlussprüfung heirateten Jaime und Charlie in einer Holzkapelle in South Lake Tahoe. Am nächsten Morgen, auf der Rückfahrt nach San Francisco, entschied ein verkaterter, an einer Flasche Miller's nuckelnder Charlie, dass das College ein Schwindel sei, und auch wenn ihm für den Master nur eine einzige Seminararbeit fehlte, eine leichte noch dazu, wollte er verdammt sein, wenn er diese bescheuerte Prüfung ablegte. Charlie saß nicht am Steuer. Dafür fehlte ihm die Kraft. Jaime fuhr, konnte aber, da sie nur einszweiundfünfzig war, kaum über den Lenker sehen, obwohl sie sehr aufrecht dasaß; ihre blutunterlaufenen Augen blieben hinter dunklen Gläsern verborgen, der heiße Wind blies ihr ins blonde, fast weiße Haar. Sie war neunzehn Jahre alt.

»Ich werde diese gottverdammte Prüfung nicht machen«, sagte er. Er hatte das College durchschaut und begriff selbst mit dickem Kopf, dass er die letzten Jahre besser daran getan hätte, einfach nur zu lesen. Dies erklärte er seiner frischgebackenen Braut, während sie durch das flache heiße Sacramento Valley fuhren.

»Ich könnte auch einfach in den Gegenverkehr lenken«, sagte sie, sobald er verstummte.

Charlie durchwühlte das Handschuhfach auf der Suche nach etwas, das den Schmerz linderte. Bier genügte nicht. Er fand ein Alka-Seltzer in zerknitterter Packung. Das würde helfen, wenn er jetzt noch herausbekäme, wie er die Tabletten zu sich nehmen konnte. Er dachte daran, sie zu zerbröseln und die Krümel in die Bierflasche zu schütten. Er dachte

daran, sich eine Tablette auf die Zunge zu legen und sie mit einem großen Schluck runterzuspülen. Er dachte an James Joyces Kurzgeschichte »Grace« und lächelte.

»Meinst du das ernst?«, fragte Jaime.

»Was?«, fragte er zurück.

Sie liebte Charlie, auch wenn er in vielerlei Hinsicht wie ein Baby war. Er besaß das netteste Lächeln, das sie je gesehen hatte, breit, sympathisch, unbeschwert, das Lächeln eines Mannes, der vom Leben so manches gesehen hatte und dem gefiel, was er sah. Am Fachbereich gehörte Charlie zu den Koreaveteranen und schrieb an einem umfangreichen Roman über seine Kriegserlebnisse. Er war Autodidakt, doch so brillant, dass alle glaubten, wenn einer von ihnen mal berühmt werden würde, dann Charlie. Was für Jaime aber keine weitere Bedeutung besaß. Sie wusste, sie war die bessere Schriftstellerin, nur fehlte es ihr an Lebenserfahrung. Kennengelernt hatten sie sich eher zufällig. Charlie saß hinter ihr in Walter Van Tilburg Clarks Literaturseminar. Das war an Jaimes erstem Tag an der San Francisco State gewesen, und sie war nervös. Walter Clark, ein Bär von einem Mann, der statt Anzug und Schlips einen ausgebleichten alten Pullover trug, erklärte den knapp dreißig Studenten, welche Bücher sie lesen sollten. Jaime versuchte mitzuschreiben, roch aber eine Alkoholfahne, die jemand von hinten herüberblies, und aus irgendeinem Grund störte sie das. Mit wütendem Blick wandte sie sich zu Charlie um.

»Würdest du bitte nicht so laut seufzen!«, hörte sie sich zu dem lächelnden, etwa dreißigjährigen Mann sagen.

»Tschuldigung«, erwiderte der mit aufregend tiefer Stimme. Unwillkürlich registrierte sie den Folio-Block mit gelbem Papier, auf das er Cartoons von nackten Frauen zeichnete. Sie hob eine Braue, um ihn wissen zu lassen, was sie von seinen

künstlerischen Fähigkeiten hielt, und wandte sich dann wieder ihren Notizen zu. Nach dem Seminar ging sie aus dem HSS-Gebäude in den kleinen Hof mit Blick auf die Nineteenth Avenue, als Charlie sie einholte. Er trug eine alte Armeejacke, Jeans und dreckige Motorradstiefel. 1959 ging es an der San Francisco State eher locker zu. Die meisten Studenten jobbten halb- oder sogar ganztags, und viele waren Veteranen, aber Charlie sah wirklich wie ein Gammler aus. Das dunkelbraune Haar war zu lang und ziemlich ungepflegt, doch irgendwas regte sich in Jaime, sobald er sich mit seiner tiefen, freundlichen Stimme an sie wandte.

»Hast du welche von den Büchern gelesen?«

Im selben Moment traten sie hinaus ins offene Sonnenlicht, und ohne jeden Grund fühlte Jaime sich plötzlich wunderbar und gar nicht mehr einsam.

»Du meinst *Moby Dick*? Ob ich *Moby Dick* gelesen habe?«

»Genau, und auch die anderen. Forsters *Auf der Jagd nach Indien*? Hast du das gelesen?«

Jaime blieb stehen und drehte sich zu ihm um, die Bücher fest an die Brust gepresst. Wie ein freundlicher alter Hund lächelte er auf sie herab. Sie wollte den Buchtitel schon korrigieren, entschied dann aber, dass er sie auf den Arm nahm. Warum sie das so aufregend fand, wusste sie nicht. Jaime lachte, und sie setzten sich auf eine der Betonbänke im Hof, um sich Jaimes letzte Zigarette zu teilen. Dienstag- und Donnerstagnachmittag war das Clark-Seminar für beide die letzte Unterrichtsstunde. Sie fingen an, sich vor dem Seminar im Hof zu treffen. Und nachdem sie sich bereits einige Wochen kannten und immer wieder miteinander geredet hatten, fiel Jaime auf, dass Charlie nicht wusste, wie sie hieß. Er nannte sie »Babe«, aber vermutlich nannte er die meisten Frauen nur »Babe«.

»Ich heiÙe Jaime Froward«, sagte sie deshalb eines Tages, als sie gerade ins Seminar gingen. Sie buchstabierte es für ihn.

»Prima«, sagte er. »Ich bin Charlie Monel.« Er streckte die Hand aus, um ihre zu schütteln. Sie wusste nicht, ob er sie ernst nahm. Im Unterricht meldete Charlie sich niemals freiwillig, sagte nie etwas, saÙ einfach nur da, Kopf gesenkt, und malte auf seinen Notizblock. Als das halbe Semester um war, war ihr immer noch nicht klar, ob er überhaupt zuhörte. Die Seminararbeit bestand aus einer einzigen Essay-Frage, die schwierigste Art Prüfung. Jaime beschloss, über Willa Cathers Roman *Der Tod kommt zum Erzbischof* zu schreiben, und füllte drei kleine blaue Notizhefte mit ihrer präzisen Handschrift. Sie hatte beim Schreiben kräftig geschwitzt, was sie als gutes Zeichen wertete. Kaum war sie fertig, drehte sie sich um und sah Charlie über sein blaues Notizheft gebeugt, das Gesicht nur wenige Zentimeter überm Papier, den Stift umständlich in der Hand. Er kritzelte wie wild. Es läutete. Jaime gab ihre Arbeit ab und verließ das Seminar. Charlie und ein paar andere schrieben weiter. Sie ging auf den Hof, setzte sich, steckte sich eine Pell Mell an, wie sie die Zigaretten gern nannte, und wartete. Gut zwanzig Minuten später kam Charlie, die Miene ausdruckslos, das Haar hing ihm bis sonst wohin. Er grinste sie an und setzte sich.

»Haste eine Kippe?«

Sie gab ihm die Packung. »Worüber hast du geschrieben?«

»*Moby Dickerchen*«, sagte er, »is mein Lieblingsschmöker.«

Als sie die Arbeiten zurückbekamen, tobte Jaime, sobald sie sah, dass man ihr nur eine Zwei plus gegeben hatte. Charlie hatte eine Eins und eine ganze Spalte voll mit Anmerkungen von Clark in dessen winziger blauer Füllfederschrift. Zu Jaimes Aufsatz hatte Clark nur angemerkt: »Eine nette Einschätzung von Cathers Werk.«

»Kann ich deinen Essay lesen?«, fragte sie Charlie. Sie wusste, dass sie vor Wut rot im Gesicht war. Im Fach Literatur hatte sie daheim in Drew als beste Schülerin aller Zeiten gegolten, zumindest war ihr das gesagt worden.

Sie setzten sich auf die Bank und lasen gegenseitig ihre Seminararbeit. Charlies Schrift ließ sich nur schwer entziffern. Seine Klau war eine Katastrophe, fast, als hätte er sich das Schreiben selbst beigebracht. Doch sobald sie sich dran gewöhnt hatte, las sie den Aufsatz mit großer Faszination und auch einigem Neid. Charlys Stil war überbordend, seine Ideen überaus scharfsinnig, wie Jaime fand. Auch wenn seine Sprache recht derb war. Als sie zu Ende gelesen hatte, konzentrierte sich Charlie noch auf ihre Arbeit. Er bewegte beim Lesen die Lippen, worüber sie sich früher lustig gemacht hätte, nur begriff sie jetzt, dass es gar nicht lustig war, sondern anrührend, fast charmant. Er kam zum Ende. »Deine ist besser«, sagte er mit einem gequälten Lächeln.

Vor Freude versetzte es ihr einen Stich. »Und wieso hast du dann eine Eins und ich eine Zwei plus?«, fragte sie und wünschte sich, sie hätte den Mund gehalten.

»Weiß der Geier«, erwiderte er achselzuckend.

»Na ja, wenigstens haben wir es nicht verpatzt.«

»Kommst du mit zu mir?«, fragte er und sah sie direkt an, ausnahmsweise ohne zu lächeln. Dies war der Moment, auf den sie das ganze Semester gewartet hatte. Ein Annäherungsversuch, endlich. Sie würde ihn sehr behutsam zurückweisen. Schließlich hatte ihm ihr Essay gefallen.

»Na schön, warum nicht«, hörte sie sich sagen. »Wo wohnst du?«

Charlie wohnte in North Beach, auf der Genoa Place, zwischen Union und Green Street, auf halber Höhe des Telegraph Hill. Die Wohnung war klein, zwei Zimmer, getrennt von einer halbhohen Mauer. Zwei große Fenster gingen auf die Straße, boten aber trotzdem einen schönen Blick, da die Häuser gegenüber in verschiedenen Pastelltönen gestrichen waren, und man viel leuchtendblauen Himmel sehen konnte, sofern denn ausnahmsweise kein Nebel aufkam. Ende 1958, als Charlie einzog, war die Wohnung ein Drecksloch gewesen. Der Vormieter hatte mit Amphetaminen gedealt, und es roch nach schalem Chinakohl und undichten Wasserleitungen. Die kleine Toilette sah eklig aus, und seit Jahren hatte niemand die Fliesen oder die Armaturen geputzt. Die Wände waren mit diversen Schichten alter Tapeten überzogen, überall Farbkleckse, getrocknete Essensresten und allerlei Sonstiges, das Charlie nicht zuordnen konnte. Man erzählte sich, der Drogendealer habe mit Beruhigungsmitteln Selbstmord zu begehen versucht. Er legte sich auf seine stinkige alte Matratze und wollte sterben, aber ein paar Bekannte vom Hot-Dog-Stand unten auf der Columbus Avenue kamen vorbei, klopfen, und da er nicht antwortete, brachen sie die Tür mit einem Schraubenzieher auf. Sie hofften, Amphetamine zu finden, fanden stattdessen aber den kaum noch atmenden Dealer. Die Geschichte ging dann so weiter, dass sie die Wohnung trotzdem durchsuchten und den Drogenvorrat mitsamt Besteck und allem entdeckten. Also gaben sie sich gleich an Ort und Stelle einen Schuss und drückten dem Dealer quasi aus Mitgefühl ein wenig Speed in den Arm.

Als er später aufwachte, waren die Drogen weg, dafür fand er eine lange, auf eine Papiertüte geschriebene Erklärung.

Nachdem er das Gerümpel des Dealers entsorgt hatte, schrubhte Charlie Boden und Wände, schleifte den Holzboden ab und strich ihn neu, befreite das Gebälk von Farbe und zog die Tapeten ab. Er brauchte drei Tage, bis der Herd und der kleine Kühlschrank sauber waren. Er lackierte das Holz und weite die Wände. Die Wohnung sah nun behaglich aus und roch gut. Im Shop für gebrauchten Armeebestand in Stockton kaufte er eine Pritsche samt Matratze sowie Küchenutensilien im Eisenwarenladen Figone in der Grant, packte seinen Pappkoffer aus, rollte den Schlafsack auf der Matratze aus, stellte die Bücher in Apfelsinenkisten und war zu Hause. Dem Dealer gelang es schließlich doch noch, sich umzubringen, indem er nach Land's End rausfuhr, sich mit Barbituraten vollpumpte, sich an den Strand setzte und aufs Meer sah, um dann irgendwann ins Wasser zu gehen. Als man seine Leiche fand, steckte in seiner Tasche die Telefonnummer der städtischen Leichenhalle.

Charlie fuhr einen 1940er De Soto, hellgrau und verrostet, aber ein guter, verlässlicher Wagen. Während der zwanzig Minuten, die sie von der State bis North Beach brauchten, unterhielten sie sich über die Uni. Alles ganz unverbindlich. Charlie parkte auf der Union Street, gleich oberhalb der Grant, und fragte sich, ob er um das Auto herumlaufen und Jaime die Tür öffnen sollte. Sie war während der Fahrt auffallend schweigsam geblieben. Charlie achtete darauf, sie nicht mit irgendwelchen klugen Bemerkungen zu bedrängen, fragte sich aber, als sie in North Beach eintrafen, warum er überhaupt mit ihr hergekommen war. Sie sah verdammt gut aus, deshalb. Er lächelte so unschuldig wie er nur konnte und sagte: »Tja, da wären wir.«

»Ich glaube, ich mache mich lieber wieder auf den Rückweg«, sagte sie kleinlaut.

Charlie fühlte sich erleichtert. Er wollte nicht irgendeine arme Neunzehnjährige verführen, wenn die nicht verführt werden wollte.

»Wo wohnst du?«, fragte Charlie.

»Auf der Washington, nahe Fillmore«, antwortete sie. »Ich nehme den Bus.«

»Ach was«, sagte er. »Komm rein, wo wir schon mal hier sind. Wir trinken eine Tasse Tee, und dann fahre ich dich nach Hause.«

Sie sagte nichts, also stieg er aus und ging um den Wagen, um ihr die Tür zu öffnen. Als sie ausstieg, trafen sich ihre Blicke. Ihre Augen waren sehr groß und blau, die Farbe des Himmels. Sie musterten ihn gelassen, aufmerksam, fast ein wenig nachdenklich.

»Hi«, sagte er in diese Augen.

»Hi«, erwiderte sie. Er gab ihr einen flüchtigen Kuss.

»Komm, es ist nicht weit.«

»Ich lasse meine Sachen im Auto.« Sie gingen nebeneinander die enge, steile Gasse hinauf.

Seine Wohnung gefiel ihr. Sie hatte mit einer schmutzigen kleinen Bude gerechnet, hatte sich fast davor gefürchtet, fand sich aber in einer Mönchsklausur wieder. Es gab keine Bilder an den Wänden, keine verwegenen Poster oder Fotos, nur Bücher. Da war die Pritsche mit einer braunen Armeedecke unterm Schlafsack, der Reißverschluss ordentlich zugezogen, dann ein leerer Tisch mit einem alten Küchenstuhl aus Holz, offenbar sein Schreibplatz, darunter ein Pappkarton mit Manuskripten. Auf der Trennmauer zwischen den Zimmern tickte ein alter, blecherner Wecker, daneben stand ein Wasserglas mit frischen Kresseblättern und Blumen.

»Ach, wie schön«, sagte sie. »Was zahlst du dafür?«

»Fünfundvierzig im Monat«, erwiderte er, während er durch den Türbogen in die Küche ging. »Möchtest du einen Tee? Ich habe Lipton's und japanischen Grünen.«

»Lipton's ist prima.« Außer an seinem kleinen Tisch gab es keinen Platz zum Sitzen. Sie könnte sich aber auch einfach ausziehen und aufs Bett legen. Käme er dann aus der Küche, sähe er sie nackt da liegen. Überraschung! Dabei hatte sie gar nicht vor, mit ihm zu schlafen – heute jedenfalls noch nicht. Und er schien auch keineswegs zu der Sorte Männer zu gehören, die sie einfach zu Boden werfen und gegen ihren Willen nehmen würden. Sie fühlte sich sicher und ging zu den Büchern.

»Tolle Bücher«, rief sie.

»Meist von McDonald's«, sagte er. »Kennst du den Laden? Unten auf der Turk Street?«

»Im Tenderloin?«

Er kam mit dem Teeservice, einer Messingkanne und zwei kleinen japanischen Teeschalen. »Das beste Antiquariat der Stadt. Zigtausend Bücher, und keiner kennt den Wert von irgendwas. Hemingway – fünfzig Cent, Melville – fünfzig Cent, Norman Vincent Peale – fünfzig Cent. Bei den Typen gibt's alles für fünfzig Cent.«

Sie tranken ihren Tee und redeten über Bücher. In der Küche stand ein kleines Radio, und Charlie schaltete es ein. Cool Jazz erfüllte leise das Zimmer, und Jaime entspannte sich. Während ihres Gesprächs wartete sie darauf, dass er einen Annäherungsversuch machte, und fragte sich, ob er gut darin war, Mädchen zu verführen. Sie hoffte es, denn sie selbst war ziemlich schüchtern. Zumindest hielt sie sich dafür. Jetzt gerade etwa fühlte sie sich ein wenig schüchtern. Wartete. Ihr Freund, ein Junge namens Bill Savor, gefiel ihr

nicht mehr. Er war ihr Freund mangels Alternativen. Zwischen Bill Savor und Charlie Monel gab es zudem nicht die geringste Ähnlichkeit; Bill war Student, aber kein Geisteswissenschaftler, obwohl er Schriftsteller werden wollte. Er studierte vielmehr auf Lehramt, damit er notfalls aufs Staatsexamen zurückgreifen konnte. Doch wer etwas hatte, worauf er notfalls zurückgreifen konnte, der blieb irgendwann auch zurück. Zur Hölle damit. Alles oder nichts. Eher wie Charlie – oder machte sie sich ein zu romantisches Bild von Charlie?

»Bist du Romantiker? Oder Realist?«, fragte sie ihn unvermittelt.

»Bei was?«

»Mein Freund ist Realist.«

»Wenn du einen Freund hast, solltest du vielleicht lieber gehen«, sagte Charlie, sah aber nichts so aus, als ob er wollte, dass sie ginge. Er stellte sie nur auf die Probe, mehr nicht.

»Nein, ich meine, er ist Schriftsteller, glaubt aber nicht, dass man damit Geld verdienen kann, weshalb er auf Lehramt studiert.« Bla, bla, bla. Sie wurde rot im Gesicht, ganz bestimmt. Wann machte er denn nur den ersten Schritt? Nie?

»Was ist mit dir?«, fragte er. Es war, als könnte er ihre Gedanken lesen.

»Wie meinst du das?«

»Ich werde keinen Annäherungsversuch machen«, sagte er. »Wenn du mich magst, können wir uns gern ausziehen und miteinander ins Bett gehen. Niemand muss irgendwen verführen.«

Er grinste und nippte an seinem Tee. Sie erwiderte sein Grinsen und presste ihre Hände in den Schoß. »Das finde ich auch«, sagte sie. »Na ja, ich glaube, ich gehe dann mal besser.«

Ich nehme den Bus, du bist ja jetzt zu Hause und hast es dir gerade gemütlich gemacht.«

»Nichts da, ich fahre dich.«

»Und du darfst den Parkplatz nicht riskieren. Ich weiß, wie schwer es ist, in North Beach einen zu finden. Wir kommen manchmal am Wochenende her, weißt du. Fahren den halben Abend durch die Gegend, bis wir einen Platz haben ...«

Charlie hörte sie plappern und fragte sich, warum er sie nicht einfach an sich zog. Aber er tat es nicht. Er stand auf, griff nach ihren Händen, blickte in diese großen blauen Augen und sagte, dass er sie nach Hause fahren werde. Meinte er, Enttäuschung zu sehen? Er war sich nicht sicher.

.....

3

.....

Nach North Beach fand Jaime ihr Elternhaus am unteren Ende von Pacific Heights bieder, kleinbürgerlich und erdrückend. Das Haus selbst allerdings war wunderschön. Sie liebte es, liebte diesen hölzernen viktorianischen Bau mit unechtem Ziergiebel, einem eckigen, reichlich Spitzentüll zeigenden Erkerfenster und der kleinen, von unechten dorischen Säulen flankierten Eingangsveranda am oberen Ende einer Treppe aus Holzimitat. Das Haus war blassgelb gestrichen, sämtliche Verzierungen, Säulen und Holzgeländer beidseits der Treppe aber waren weiß. Rote Rosen zogen sich an den Spalieren hoch, und hinter einem winzigen, halbverwilderten Rasen wucherten Zantedeschien an der Grenze zum Nachbarn. Es lag an einer Straße honorig wirkender, zweistöckiger Häuser. Manche davon waren in kleine Woh-

nungen aufgeteilt, alle standen sie adrett und gepflegt hinter einer Reihe hoher, großblättriger, rotblühender Eukalyptusbäume. Jaime hatte schon ihr Leben lang hier gewohnt, das erste Jahr ausgenommen, das sie draußen in Sunset verbracht hatte, woran sie sich aber nicht mehr erinnern konnte. Und während all dieser Zeit hatte sie die verräterische Hoffnung gehegt, das Einkommen ihrer Familie möchte sich derart bessern, dass sie weiter nach Norden ziehen konnten, über den Hügelrücken ins eigentliche Pacific Heights, dorthin, wo die wirklich reichen Leute wohnten.

Ihr Vater jedoch, ihr armer, alter, alkoholkranker Vater, arbeitete als Journalist für den *San Francisco Chronicle*, und als Jaime älter wurde und das Leben besser verstehen lernte, begann sie zu begreifen, dass ihre Familie niemals zu den Reichen gehören würde, auch wenn sie und ihre Mutter sich dies noch so sehr wünschten. Dafür gehörte ihr Vater einfach zur falschen Sorte Journalisten.

Nachdem Charlie sie mit einem Grinsen und »Bis bald!« aus dem Wagen gelassen hatte, schleppte sich Jaime die Stufen hoch. Sie kam nicht allzu oft nach North Beach, da sie wusste, dass sich dort die meisten Schriftsteller herumtrieben, und eben deshalb mied sie die Gegend. Allerdings war sie davon auch fasziniert, wie sie zugeben musste. Und Charlie war attraktiv, bloß viel zu alt für sie; er hatte schon Falten um die Augen. Helle Augen. Hellbraun, fast Grün. Hübsche Augen. Und er konnte gut schreiben, wenn auch ziemlich wild und mit der schlechtesten Rechtschreibung, die sie je gesehen hatte. Dass er darin so schlecht war, gab ihr ein gutes Gefühl. Immerhin gehörte sie zu den Leuten, die die Rechtschreibung beherrschten.

Sie liebte die Haustür. Es war eine schwere Tür, weiß gestrichen, mit einem alten, massiven, verzierten Messingknauf

sowie einem ebensolchen Klopfer direkt unter den Butzenscheiben. Es war eine gewichtige Tür, eine respekteinflößende Tür. Jaime öffnete sie mit ihrem respekteinflößenden Sicherheitsschlüssel. Wie gewöhnlich war es drinnen kühl und still, es roch nach frischen Blumen und Bohnerwachs. »Mom?« Keine Antwort. Ihre Mutter war nicht da, sie spielte Bridge. Das war in Ordnung. Jaime hatte das Haus gern für sich allein. Ihr Bruder, mittlerweile fünfundzwanzig, arbeitete für die Regierung und lebte in Taipan. Jaime war in sein Zimmer gezogen, in den oberen Stock, Blick über den Hof. Sie stapfte die Treppe hinauf, ihre Bücher an die Brust gepresst. Die Tapete zeigte Bilder vom Landleben, Jagdszenen aus dem viktorianischen England, wie sie vermutete. Auf den Stufen lag ein Perserläufer, das Treppengeländer war aus dunklem, poliertem Holz. Alles so ehrbar. Im Flur hing gar ein echter Kristalleuchter. Warum nur war sie eifersüchtig auf Charlies kleine, mönchische Bleibe?

Ihr Zimmer war größer als Charlies ganze Wohnung, zwei ordentlich gemachte, nebeneinandergestellte Betten, ein kleiner Tisch mit ihrer Hermes-Reiseschreibmaschine, ein dick gepolsterter, mit geblütem Stoff bezogener Sessel und eine antike Wandlampe, unter der sie gern saß und las. Sie hatte ihre eigenen Bücherregale, die aber natürlich nicht mit der prächtigen, parterre gelegenen Bibliothek ihrer Eltern mithalten konnten, mit Erstausgaben von Hemingway, Faulkner, Steinbeck und Fitzgerald in Glasschränken, dazu über dem eigenartigen Kamin aus dunkelrotem Ziegel eine große, handsignierte Radierung von Picasso. Sie merkte, wie sehr sie diese Reichtümer ablehnte und Charlies Freiheit vorzog.

Worüber würde sie je schreiben können? Sie nahm die blauen Prüfungshefte zur Hand. Zwei plus. Vielleicht war sie

doch nicht so talentiert, wie sie gehofft hatte. Walter Van Tilburg Clark sollte es wissen. Er war der angesehenste Autor an der State. Von ihm stammte *Ritt zum Ox-Bow*, ein klassischer Western, den Jaime allerdings nicht besonders mochte, auch wenn er sehr gut geschrieben war. Ihr gefiel Clarks Geschichte »Hook, der Falke« besser. An der Uni erzählte man sich, Clark habe das fertige Manuskript in den Papierkorb geworfen, und seine Frau habe es wieder herausgeholt und an *Atlantic Monthly* geschickt. Die letzte Fassung von *Ox-Bow* soll er ebenso weggeworfen haben, woraufhin seine Frau sie pflichtschuldig gleichfalls aus dem Papierkorb gefischt und an Random House geschickt hatte. Offenbar litt Clark immer wieder unter solchen Depressionsanfällen, die ihn glauben ließen, seine Arbeit stinke zum Himmel und müsse in den Papierkorb geworfen werden. Jaime kannte dieses Gefühl. Ehrlich gesagt, sie spürte, wie es sie gerade jetzt wieder überkam.

Jaime hörte, wie die Haustür zuschlug, und nahm an, dass ihre Mutter zurück war. Sie zog sich aus und ging nackt über den Flur, weil sie duschen wollte, als ihr Vater die Treppe hochkam. Sie kreischte und rannte zurück ins Schlafzimmer. »Daddy!«, schrie sie, doch kaum hatte sie die Tür hinter sich zugezogen, fasste sie sich wieder und lachte. Ich bin ja so cool, dachte sie. Schicklich in ihren rosafarbenen Chenille-Morgenrock gehüllt wagte sie sich wieder aus dem Zimmer. Ihr Vater war im elterlichen Schlafzimmer und lag auf dem Bett, bis auf das Jackett vollständig angezogen. Er lag auf dem Rücken und starrte die Decke an; ein untersetzter, etwas fülliger Mann mit runder Silberrandbrille, einem blauweiß gestreiften Hemd, knallroter Strickkrawatte, gelbgrün gestreiften Hosenträgern und mittelgrauer Hose, die Budapester aus Korduanleder zu cremigem Hochglanz poliert. Jaime liebte

ihren Vater, auch wenn sie wusste, dass er betrunken war. Warum sollte er sonst schon zu Hause sein?

»Tut mir leid, dass ich dich angeschrien habe«, sagte sie.

Er schaute sie nicht an, kniff stattdessen die Lippen zusammen und atmete schwer durch die Nase. Ein strenger Geruch nach Alkohol breitete sich im Zimmer aus.

»Heute frei?«, fragte sie fröhlich.

»Ich wurde gefeuert«, erwiderte ihr Vater grimmig. Jaime lachte und ging ins Bad, um zu duschen. Sie drehte den Hahn auf und wollte sich gerade unters Wasser stellen, als ihr klar wurde, dass er das nicht sarkastisch gemeint hatte. Man hatte ihn wirklich gefeuert. Noch im selben Moment sah sie, wie alles in Rauch aufging, ihr Haus, die Familie, die Uni, ihre Karriere. Man hatte ihren Vater gefeuert. Bestimmt wegen Trunkenheit, auch wenn sie bislang angenommen hatte, dass die meisten Journalisten die meiste Zeit betrunken waren. Aber vielleicht war ihr Vater ja ein besonders betrunkenener Journalist. Sie war nie dagewesen, um es mit eigenen Augen zu sehen, hatte aber von den langen Nachmittagen und Nächten im Hanno's gehört, der Bar in der Gasse hinter dem Zeitungsgebäude. Besoffene Reporter, die rumsaßen und über Sport und Hemingway redeten. Ihr Vater mittendrin. Bis heute.

Angst rumorte in ihrem Magen. Sie ließ sich das heiße Wasser auf den Hals rinnen. Sie war neunzehn. Musste sie sich einen Job suchen? Würde sie arbeiten müssen, um ihre alten Eltern zu unterstützen? Vielleicht sollte sich ihre Mutter ja eine Stelle besorgen. Sie hatte schon früher gearbeitet und könnte es wieder tun. Jaime seifte sich die Brüste ein und fragte sich, ob sie sich als Callgirl durchschlagen könnte. Sie stellte sich vor, wie sie über einen Hotelflur ging, angezogen wie ein Flittchen, wie sie an eine Tür mit einer Zimmer-

nummer klopfte, wie diese Tür aufging und Charlie Monel sie angrinste. Nein. Sie wusste, sie würde niemals als Prostituierte arbeiten können, nicht einmal um der Erfahrung willen. Nicht einmal wegen des Geldes.

Beim Abendessen begann ihr Vater zu erklären. Er war eingenickt, aufgestanden, hatte zwei Tassen Kaffee getrunken und dann vor dem Essen einen Martini, danach war er gutgelaunt und entspannt. Offenbar war er wegen irgendeines Missverständnisses gefeuert worden.

»Mach dir keine Sorgen«, sagte er. »Ich kann mich bei der Gewerkschaft beschweren. Außerdem bekomme ich eine Abfindung, wir werden also nicht auf der Straße sitzen. Und ich kann immer noch zum *Examiner* wechseln. Die wollen mich seit Jahren. Also kein Grund zur Sorge. Abe und seinen gottverdammten Unsinn habe ich sowie satt. Höchste Zeit für was Neues.«

Gegen Ende des Abendessens redete er davon, seinen Roman fertigzuschreiben. Das fand Jaime ziemlich beunruhigend, da sie sich an all die Geschichten ihres Vaters über den großen Roman erinnerte, den er schreiben und der sie über den Hügel ins wahre Pacific Heights bringen würde. Als Kind hatte sie seinen Schreibtisch durchwühlt, sogar das ganze Haus, hatte aber kein Romanmanuskript gefunden. Vielleicht bewahrte er es in seinem Tisch beim *Chronicle* auf. Vielleicht versteckte er es in einem hohlen Baumstamm im Hof. Vielleicht existierte es auch gar nicht.

»Bitte entschuldigt mich«, sagte sie, ging nach oben und warf sich aufs Bett. Sie konnte hören, wie Vater und Mutter sich anschrien, und fragte sich, was sie an Vermögen besaßen. Reichte es zum Überleben oder hatte ihr Vater wieder gelogen? Sie hörte sie die Treppe hochkommen, immer noch streitend, hörte, wie sie sich im Schlafzimmer umzogen und

weiterstritten. Ihre Eltern stritten sich oft, meist über unwichtige Dinge, die außerhalb ihres Lebens lagen, Politik zum Beispiel. Sie waren links, nannten sich Marxisten, Trotzisten und Anhänger der sofortigen Weltrevolution. Obwohl sie, wie Jaime bemerkt und vorgebracht hatte, durchaus bereit waren, noch eine Weile länger vom Blut und Schweiß der Arbeiter und Bauern zu leben, wenn auch nur bis zu dem Tag, an dem die Revolution vollendet war und sie alle losziehen und irgendwo in einer Kommune leben würden.

Ihre Mutter im dunkelblauen Wollmantel steckte den Kopf ins Zimmer und sagte: »Wir gehen zu den Knickerbockers zum Bridgespielen. Gute Nacht, Liebes ...« Wenige Minuten später war es wieder still im Haus.